Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 54 (1974-1975)

Heft: 2

Artikel: Poetische Meditationen über die provisorische Wirklichkeit : zu zwei Kindergeschichten von Peter Bichsel

Autor: Lübbe-Grothues, Grete

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162963

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GRETE LÜBBE-GROTHUES

Poetische Meditationen über die provisorische Wirklichkeit

Zu zwei Kindergeschichten von Peter Bichsel

Um Peter Bichsels Kindergeschichten hat es nie Streit gegeben. Mit seltener Einmütigkeit stimmte die Kritik zu, als der schmale Band 1969 erschien; mit noch seltenerer Parallelität bezeugte ein schnell wachsender Leserkreis Zustimmung: das Buch ist in neun Sprachen übersetzt, die Gesamtauflage auf 70000 Exemplare gestiegen.

Der Autor schien über den Erfolg nicht eben glücklich zu sein. Da er nicht zu den Esoterikern gehört, denen Quantität des Zuspruchs verdächtig ist, wird er durch dessen Form und Begründung irritiert gewesen sein. Die Rezeption der Kindergeschichten ist tatsächlich weithin zu harmlos. Jedenfalls hat die Einmütigkeit der spontanen Wertung deren Rationalisierung nicht gefördert, eher eine gründliche Auseinandersetzung verhindert.

Inzwischen arbeitet Bichsel vorwiegend dort, wo Streit herrscht: im Felde gesellschaftskritischer Publizistik; und auch wo er das poetische Wort gelegentlich einsetzt, kümmert er sich um unser aller Angelegenheiten im einzelnen, etwa anhand von Aussenseiterfällen des nahen sozialen Alltags.

Der Poet Peter Bichsel war ums unverfügbare Ganze unserer Wirklichkeit bekümmert. Darin kommen das 1964 erschienene Bändchen neuartig-einfacher Noch-Geschichten und der experimentelle Roman «Die Jahreszeiten» von 1967, in dem es zur Einheit einer Geschichte nicht mehr kommt, mit den wiederum einfachen Kindergeschichten überein, wenn auch die so verschiedenartigen Schreibweisen eine Problem-Kontinuität nicht ohne weiteres erkennen lassen.

Im ersten Kapitel der «Jahreszeiten» kommt auf drei Weisen ein Krug zur Sprache. Zuerst wird ein spanischer Wasserkrug beschrieben und reflektiert, dass die objektive Besonderheit des Gegenstandes ins Allgemeine der Sprache gar nicht eingehen kann ohne das subjektive sprachliche Auswahlverfahren des Beschreibenden. Dann wird er zweitens innerhalb einer wahrscheinlichen Geschichte vorgeführt; da hat er seinen Platz im Kontinuum einer ihn umfassenden individuellen Erinnerung. Die dritte Krugbesprechung führt der Schreibende mit den Worten ein: «Es gibt aber eine bessere Geschichte», und er erinnert an das Märchen

«von dem kleinen Mädchen, das seine sieben verschollenen Brüder suchen geht und das neben seinem Ringlein als Andenken an seine Eltern nichts anderes mitnimmt als einen Krug für wenn es Durst hat, einen Laib Brot für wenn es Hunger hat und ein Stühlchen für wenn es müde ist.»

Hier erscheint der Krug aller Krüge in einer unwahrscheinlichen Geschichte vom wahren Menschen und menschlichen Seinsollen. In diesem Sinne sind Peter Bichsels Kindergeschichten «bessere» Geschichten.

Das gemeinsame Muster ist: der alte Mann und die Welt. Musterhaftigkeit, die auf Invarianten des menschlichen Lebens beruht (Jugend, Alter, Krankheit, Tod, Glück, Unglück, Irrtum, Einsamkeit, Verlieren, Finden...), erwartet der Leser von aller Dichtung, die ihn über den Augenblick hinaus interessieren soll; aber er will auch, soll sie ihn hier und heute interessieren, in diesem Muster spezifisch seine Zeit erkennen.

Die Kindergeschichten sind so schlicht erzählt, dass Kinder sie wiederholt lesen mögen, und sie sind in ihrer Unwahrscheinlichkeit mächtig, eine umfassende Wahrheit mitzuteilen. Kinder werden den alten Männern und ihren Geschichten gerecht, indem sie sie lieben. Der reflektierende Leser kann diesen sonderbaren Männern und ihren Schicksalen nur gerecht werden, wenn er die zeitgenössisch erfahrbare Wirklichkeit begreift, die sie durch ihre radikalen, einsamen Revolten erkennen lassen.

Ähnlich wie bei den Märchen der deutschen Romantiker liegt das Besondere und Neue dieser Geschichten in der Erfindung von Figuren, mit denen eine Idee ausfabuliert wird, und ähnlich wie damals formuliert gleichzeitige Philosophie diese Idee auf ihre Weise. Gegenwärtige Sprachphilosophie zum Beispiel unterläuft das Problem des alten philosophischen Realismus (Wie ist Erkennen des Wirklichen möglich, wie kommt das Subjekt zum Objekt?) mit der Einsicht in die Unhintergehbarkeit der Sprache: was ist und gilt, bewährt sich in Kommunikationszusammenhängen als Intersubjektivität.

Mit den sieben einsamen Männern wird diese Erfahrung von Wirklichkeit in ihrer problematischen Lebensrelevanz Figur und Geschichte. Man kann die Kindergeschichten von Peter Bichsel als zeitgenössische *meditationes de prima philosophia* lesen.

Die Erde ist rund – jedes Kind versteht diese erste Geschichte. Es spielt die Revision mit, die der alte Mann durchführt, mit der Freude des Zuschauers, der das Befremden über das Selbstverständliche als dessen Neuentdeckung erlebt.

Eine zusätzliche Dimension erschliesst sich dem, der mit diesem alten Mann eine prototypische Gestalt auftauchen sieht. Gleiches unternahm im 17. Jahrhundert ein weltberühmter Mann; er begann eines Tages eine Überprüfung von allem, was er bis dahin für wahr gehalten hatte. Bis

in gedankliche Unterscheidungen findet sich Übereinstimmendes zwischen dem Text, mit dem Bichsel den alten Mann und seinen Weg vorstellt, und dem Text, mit dem Descartes von sich und seinem Weg, seiner Methode berichtet[1]. Nun gehören beide Texte ganz verschiedenen Textklassen zu, sind insofern unvergleichlich. Verglichen werden kann jedoch die Realitätserfahrung, die der logische (philosophische) Text in der ersten Person beschreibt, mit der Realitätserfahrung, die der mytho-logische (poetische) Text in der dritten Person vorzeigt. Wir nehmen nur den Dichtertext beim Wort und brauchen den des Philosophen gelegentlich als Repoussoir, um typisch Anderes und geschichtlich Anderes um so klarer und deutlicher zu erkennen.

Der erste Satz der Geschichte gibt die Situation des alten Mannes an. Sie wird durch Verneinungen gekennzeichnet: er hatte «weiter nichts zu tun», war «nicht mehr verheiratet», hatte «keine Kinder» und «keine Arbeit» mehr. Keine Spur hier von dem Glück, mit dem der Philosoph das Allein- und Gelassensein begrüsst: das verriet als Normalzustand Geschichten in Geselligkeit, mit Sorgen, Zerstreuung, Leidenschaften. Es scheint, dass beim alten Mann Geschichten solcher Art zuende sind. Für die Zukunft bleibt «weiter nichts». Und so wird möglich, dass er sich um etwas kümmert, das ihn bis jetzt unbekümmert gelassen hatte wie alle in Geschichten verstrickten Menschen. Die Geschichte, die er jetzt zu leben beginnt, betrifft die Basis des Lebens, es ist eine vom verlorenen Vertrauen.

Fremdwerden des vordem Vertrauten setzt ein mit der Frage nach seinem Namen. Ein Name ist die Überschrift zu einer individuellen Geschichte; auf der Suche nach seinem Namen sucht er über Spuren die eigene Geschichte. Es ist auch im folgenden nicht die Welt der res extensae, sondern die Welt der Vorstellungen, der Konventionen von Gelten und Wissen, die fragwürdig wird. «Die Erde ist rund, das wusste er.» Die beiden kurzen Sätze der Satzreihe halten sich die Waage. Die darin angedeutete Bedeutung wird unüberhörbar in folgendem merkwürdigen Satz: «Seit man das weiss, ist sie eine Kugel ...» Es wäre töricht zu fragen: War sie es vorher nicht? Denn dieser Satz negiert nicht, er zeigt etwas. Er zeigt die Unhintergehbarkeit dieser Korrelation. Er zeigt zugleich die Veränderlichkeit dessen, über das Menschen einig sind und damit die Instabilität dessen, was ist und gilt.

Wenn der alte Mann das bedenkt, was alle wissen und sagt: «Ich weiss das alles, aber ich glaube es nicht», so steht nicht der Glaube an noch nicht Bewiesenes oder nicht Wissbares infrage, sondern seine subjektive Überzeugtheit vom Gewussten insgesamt, der Glaube, der das bisschen, was wir selbst sehen, hören und erfahren, trägt und einordnet, also die Tragfähigkeit dessen, was wir für wirklich halten.

Dieser Glaube ist bei Descartes nicht angefochten, und so kann er mit theoretischem Zweifel seine Revolution des Denkens vollziehen, während er praktisch weiterlebt wie alle andern, geführt von seiner morale par provision, die ihm Leben in Anpassung ans Geltende empfiehlt, solange er nicht klar und deutlich Besseres weiss: der Vorschuss an Vertrauen auf das überindividuell Geltende, ohne den Leben nicht möglich ist, wird hier ganz deutlich.

Solches Vertrauen, solche provisorische Überzeugtheit vom insgesamt und kollektiv Gewussten verloren zu haben ist bereits der existentielle Zweifel, der dem Zweifelnden praktisch den Boden unter den Füssen entzieht. Es ist vielsagend, wenn gerade dieser Satz aus dem Ganzen des Gewussten zur Überprüfung ausgewählt wird: «Die Erde ist rund.» Nicht nur, dass der Zweifel daran Kindern einleuchtet, weil der Augenschein ihn bestätigt. «Das weiss ich, sagt er, aber das glaube ich nicht, und deshalb muss ich es ausprobieren.» Der Versuch des alten Mannes, gerade dieses nicht-evidente Stück Wissen über den Boden, der alle Menschen trägt, individuell-subjektiv zu sichern, indem er die praktische Probe aufs Wissen macht, hat metaphorische Bedeutung: es ist der Versuch, das lebenermöglichende Vertrauen wiederzugewinnen.

Von der kompromisslos dem Strich auf dem Globus folgenden Reise um die Welt erzählt die Geschichte nur den Aufbruch. Was eine solche Reise bedeutet, nimmt sie vorweg mit der Aufstellung der Bedarfsliste, die mehr als die Hälfte des Textes ausmacht. Sie macht den Kampf eines Einzelnen mit dem Ganzen, eines Endlichen mit Unendlichem sprachlich sinnfällig.

Nicht nur für den kindlichen Leser löst sich diese Sequenz bald in einen Wortwirbel auf, aber da die Satzbaupläne sich im Rahmen kindlicher Produktionsmöglichkeit halten, entsteht nie der Eindruck von Chaos, sondern nur, dass man selbst den Überblick verliert angesichts dieser unendlichen Wucherung, die aber in jedem Einzelstück logisch und syntaktisch klar ist. Die Adverbien «nur» und «noch», die sich gegen die überbordende Fülle der Objekte stemmen –

Er brauchte noch... Er brauchte nur... Jetzt brauchte er nur noch... Er brauchte also nur ... –,

deuten die ohnmächtige Hoffnung des Ringenden an, der eine Welt bewältigen muss, um in ihr zu bleiben.

Der Philosoph am Ende des Mittelalters kommt auf allein, aber für alle gegangenem Denkweg zur sicheren Wirklichkeit einzig durch Gott. Diese überlegene «dritte Instanz[2]» garantiert, dass die Objekte so sind, wie sie sich den Subjekten zeigen, sofern diese nur trennscharf sehen und denken. Von diesem Garanten zu wissen oder an ihn zu glauben – Descartes wollte vom Glauben zum Wissen gehen – war genug, um leben zu können,

das hat der mittelalterliche Stand der Einsiedler vorgelebt. Der einzelne war noch angesichts unbegreiflich schlimmer Erfahrungen in Gottes unerforschlichem Ratschluss aufgehoben.

Einsamkeit ist primär individuelles, aber jedem jederzeit erfahrbares Geschick. Einen weltüberlegenen Garanten zu haben oder nicht zu haben ist primär Zeitgeschick. Bichsels Formel aufgreifend könnte man mit einem abschliessenden Blick auf Descartes sagen: Realität ist nicht garantiert, das wissen wir. Seit wir das wissen, ist sie nicht mehr garantiert. – Realität ist heute nur als réalité par provision zu haben.

Der alte Mann will die Basis mit den andern Menschen wiedergewinnen, indem er einer unsicheren Wirklichkeit mit Versuch und Probe auf den Leib rückt. Indem er zur Sicherung das Aussichtslose beginnt, bezeugt er die Notwendigkeit vorgängigen Vertrauens in das allgemein Geltende. Indem er aber glauben, das heisst selbst überzeugt sein, sich nicht nur von allgemeinen Meinungen und Institutionen tragen lassen will, zeugt er für die Notwendigkeit von Selbsterfahrung und Selbstbestimmung.

Der alte Mann und seine Brüder in den sechs anderen Geschichten sind Nachkommen der Aufklärung, sofern sie einen Gott, einen ausserweltlichen Garanten nicht mehr suchen. Alle Energien sind dem Diesseits und der Gegenwart, nicht dem Jenseits und der Zukunft zugewandt. Als Einsame und Absonderliche bestätigen sie die Angewiesenheit auf den kommunikativen Zusammenhang begrenzter, weithin anonymer, sich ändernder, nur provisorisch erfahrbarer Welt und die Schwierigkeit, darin menschlich, das heisst in selbständiger Teilhabe, Platz zu finden und zu bewahren.

Der Mann, der nichts mehr wissen wollte.

In der ersten Geschichte kann der Schlüssel für alle folgenden gefunden werden, in der letzten deutet sich so etwas wie eine Lösung an. Der Mann der siebten Geschichte ist der einzige, von dem es am Schluss heisst, dass er weiterlebte wie vorher. Aber es gibt eine Zeit – sie macht den Hauptteil der Geschichte aus –, da will er nichts mehr wissen. Warum, das weiss man nicht, und dass man das auch gar nicht begründen kann, zeigen die beiden ersten tautologischen Sätze, die zirkelhaft in sich zurücklaufen:

> «Ich will nichts mehr wissen», sagte der Mann, der nichts mehr wissen wollte.
>
> Der Mann, der nichts mehr wissen wollte, sagte: «Ich will nichts mehr wissen.»

Dieser Mann ist nicht allein; er hat eine Frau, die «erschrickt», und «weint», als er das Telefonkabel aus der Wand reisst und die Fenster verklebt. Und die nicht mehr weint, als er sagt: «Ich will nämlich gar nichts mehr wissen.»

Meine Kinder brachten mich auf die Spur, als ich ratlos vor dieser Geschichte war, indem sie ausgiebig die Frau zitierten, die den Besuchern sagt: «Das ist nämlich so, er sitzt nämlich im Dunkeln und will nämlich nichts mehr wissen», und das «Nämlich» wucherte in ihren Zitaten überschwenglich fort. Sicher drückt sich in diesem Wort Verlegenheit vor dem Unerklärlichen aus, aber es postuliert doch auch Einverständnis. Einverständnis in Unbegreifliches kann sich nur zeigen als Anerkenntnis, dass etwas nun mal so ist: «So ist das nämlich.» Solche Anerkenntnis beendet das unfruchtbare Weinen und befähigt zu sinnvollem Tun. Die Frau bleibt nicht nur äusserlich bei ihm, bringt ihm das Essen, sondern sie versucht Brücken zu schlagen ins Unbegreifliche. Und sie trifft eines Tages, als er, traurig, immer noch alles weiss, das Reiz-Wort, das ihn herausholt aus seinem dunklen Zimmer: «Du weisst nämlich nicht, wie ‹schönes Wetter› auf Chinesisch heisst.» Damit lockt sie ihn vom aussichtslosen und selbstzerstörerischen Weg des Nichts-mehr-wissen-wollens auf den ebenso aussichtslosen, aber unendlich gehbaren des Alles-wissen-wollens. Und seine Hektik beruhigt sich schliesslich in einer Einsicht, die ihm die Anschauung des Panzernashorns vermittelt: «Es denkt zu langsam und rennt zu früh los. Und das ist recht so.»

Er, der theoretisch so ins Fernste gegangen war, dass er praktisch im Nächsten nicht mehr gehen konnte, hat mit dieser Anerkenntnis vielleicht auf menschlicher Stufe das erreicht, was das Panzernashorn ihm gezeigt hatte: er hat die «Reise um die Welt» gemacht, die theoretische Bewältigung des Ganzen im Sprunge geschafft durch die Einsicht in dessen Unerheblichkeit für die Praxis des Einzelnen. Denn das Ganze ist nämlich, wie es ist, ob man es nun auf deutsch oder chinesisch angeht, und deshalb kann man es auch auf sich beruhen lassen. In den Nahzusammenhängen entscheidet sich, entscheidet der Einzelne mit, ob er ‹laufen› und sich ‹freuen› kann. Das Interesse, das ins Fernste ausgeschweift war, kehrt ins Nahe der provisorischen Realität zurück mit der Frucht der Enttäuschung: das Paradies als endgültiger Ort in Jenseits und Zukunft ist verloren, das gegenwärtige Leben im Scheitern des Scheiterns gewonnen: «Und er führte sein Leben weiter wie vorher. Nur dass er jetzt noch Chinesisch konnte.»

Die Kindergeschichten sind traurig. Es ist eben keine heile Welt, in der diese Männer versinken, erstarren, sonderbar werden oder schliesslich in skeptischer Einsicht ihre zerstörerische praktische Radikalität aufgeben –, aber es hat ebensowenig Sinn zu sagen, sie sei unheil. Diese oft gebrauchte Alternative formuliert unangemessen absolut, und nicht nur schlichter, sondern richtiger wäre zu sagen: diese Geschichten tun nicht so, als sei Unglück vermeidbar oder unvermeidbar. Sie zeigen, dass es

schwierig ist, gut zu leben, das heisst so, dass dem Menschen mit sich und seinen Nächsten wohl ist, und das unter den Bedingungen einer unberechenbar komplizierten Welt, in der einerseits Aussensteuerung bis ins Innere dringt und Misstrauen erforderlich macht, andererseits der einzelne vom allgemein Gewussten immer weniger selber weiss und nichts zu tun verantworten könnte ohne Vorschuss an Vertrauen.

Hoffnung, Trauriges zu bessern, knüpft sich an die Zuwendung zum Nächsten.

Dem alten Mann, der die gemeinsame Welt verlässt, um in ihr bleiben zu können, folgt der liebevolle und traurige Blick des Erzählers, der nicht umhin kann, auf seine Wiederkehr zu warten und zu hoffen. An Liebe, Zuwendung und Verstehen allein knüpft sich in diesen Geschichten Hoffnung, Schlimmes zu bessern. Keine Garantie für gelingendes Leben, aber eine Hoffnung doch für Transzendenz zum Nächsten jenseits der Zusammenhänge von Funktion und Nutzen. Dass die Vielen den aussenstehenden Einen verstehen, ist «wichtig», und dass sie zu helfendem Tun bereit sind. Aufhören zu weinen und liebevoll das Nächstliegende tun: eine bessere Praxis als die seiner verlässlichen Frau hat der Mann bei seiner ‹Reise um die Welt› nicht finden können.

Wer bei dieser Erkenntnis angekommen ist, mag wohl auch die Kraft seines dichterischen Wortes zum Ändern und Bessern im nahen, erreichbaren Lebenskreis einsetzen.

[1] Im Discours de la méthode von 1637. Die Durchführung der Revision, über die Descartes hier nur berichtet, sind die Meditationes de prima philosophia ... von 1641. – [2] Die Begriffe der «3. Instanz» und der «garantierten Realität» stammen von Hans Blumenberg.